

Leseprobe aus:

Lucie Klassen
Der 13. Brief
Kriminalroman



1.

Mein Name ist Lila.

Ich bin zwanzig Jahre alt, habe mein Abi in der Tasche und bin auf dem Weg nach Bielefeld, um dort mein Jurastudium zu beginnen.

Wenn ich fünf Jahre Paragrafenbüffelei hinter mir habe, liegt ein Traum von einer Zukunft als Anwältin vor mir. Ich werde blassrosa Kostümchen tragen – rosa genug, um aufzufallen, und blass genug, um kein öffentliches Ärgernis zu erregen. Meine Pumps werden zum Kostümchen passen und mein Lippenstift zu den Pumps. Die Haare werde ich zu einem strengen, blonden Pferdeschwanz zusammenbinden und alle männlichen Kollegen werden davon träumen, wie ich ihn öffne und meine Mähne sexy über meine Schultern schüttele (was natürlich nie passieren wird). Und ich werde eine Brille tragen, obwohl ich keine brauche, weil Blondinen in rosa Kostümen ohne Brille dämlich wirken. Ich werde immer ein Handy am Ohr haben und eins in Reserve in meiner Dreihundert-Euro-Echtleder-Handtasche von Prada. Selbstverständlich werde ich Cabrio fahren – oder zumindest einen absolut unpraktischen Zweisitzer.

Und meine Eltern werden platzen vor Stolz!

Wie gesagt, ein Traum von einer Zukunft.

Nur leider nicht mein eigener! Ich selbst spürte einen ausgeprägten Brechreiz, wenn ich mir das vorstellte. Ich hatte noch nie ein Kostüm angehabt, egal in welcher Farbe. Und passende Pumps erst recht nicht.

Tatsächlich war ich so ziemlich das genaue Gegenteil einer karrieregeilen Anwältin. Das Einzige, was ich jemals in Blassrosa tragen würde, waren meine Haare. Ich liebte Woll-

pullis, die mir bis an die Knie reichten, und meine Jeans waren mit bunten Handabdrücken verziert. Handtäschchen fand ich lächerlich und Echtleder war gegen meine Überzeugung.

Die Schule hatte ich in den letzten drei Jahren so oft geschwänzt, dass die Religionslehrerin meinen Namen im Klassenbuch für einen Druckfehler gehalten hatte. Ich las die *EMMA*, protestierte schon mal vor dem Zoo Hannover für die Freiheit der Meerschweinchen und hatte in einer eigenwilligen Interpretation unserer Theater-AG Aschenputtel oben ohne gespielt.

Und das Allerletzte, was ich mir wünschte, war, dass meine Eltern stolz auf mich sein konnten!

Ich hatte noch nie auf meine Eltern gehört – wieso fing ich ausgerechnet heute damit an?

Landschaft tauchte hinter dem Fenster des Zuges auf, sauste vorbei und war wieder verschwunden, bevor ich hingesehen hatte. An meiner Stirn spürte ich das Zittern der Scheibe, an der mein Kopf lehnte, und das Dröhnen der Räder auf den Schienen summt in meinen Ohren.

In meiner geballten Faust hielt ich noch immer den Zettel. Zornig knüllte ich das Papier fester zusammen, meine Fingernägel bohrten sich so schmerzhaft in meine Handfläche, dass sie möglicherweise blutete.

Aber ich hörte nicht auf.

Meine Wut brodelte kochend heiß vor sich hin. Ich musste sie an irgendetwas auslassen, und wenn es nur dieser Fetzen Papier war.

Zugegeben, dieses Mal hatte mich mein Vater verblüfft. Ich hatte wirklich nicht damit gerechnet, mit meinem nicht gerade brillanten Abischnitt von 2,9 und der Extrarunde, die ich in der elften Klasse gedreht hatte, ohne Wartezeit studieren zu können.

Um ehrlich zu sein, hatte ich es auch nicht vorgehabt.

Doch vor zwei Wochen hatte mein Vater ohne Vorwarnung verkündet, ich hätte einen Studienplatz in Bielefeld bekommen. Jemand sei kurz nach Semesterbeginn abgesprungen und ich könne nachrutschen.

Das hatte mich wirklich erstaunt, denn ich hatte mich nicht mal auf die Warteliste setzen lassen. Doch das hatte offensichtlich mein Vater für mich erledigt.

»Und was studiere ich?«, erkundigte ich mich.

Meine Eltern sahen mich so verständnislos an, als hätte ich gefragt, wie man sich nach dem Kacken den Arsch abwischt.

»Jura natürlich, Schätzchen!«

Natürlich.

Doch das war noch nicht alles! Zusammen mit der Einschreibung hatten sie mir auch gleich den Mietvertrag für eine Zwei-Zimmer-Bude in der besseren Gegend nahe der Uni und die Zugfahrkarte für den ICE in die Hand gedrückt.

Kein Problem für den Herrn Oberstaatsanwalt! Ein Anruf genügte und schon hatte sein missratenes Töchterchen Studienplatz und Wohnung. Scheißegal, wie grottenschlecht mein Abi war.

Ich knirschte vor Wut mit den Zähnen.

Die Oma, die mir gegenüber saß, warf mir einen strengen Blick über den Goldrand ihrer Brille zu. Ihre toupierte Dauerwelle leuchtete in dem gleichen hellen Lila wie meine aus Überzeugung ungekämmten Haare.

Allein das hätte doch ein bisschen Frauensolidarität aufkommen lassen können.

Denkste.

Ohne Zweifel gehörte sie zu der Sorte alter Tanten, die kreative Frisuren, moderne Musik und spielende Kinder so erfreulich fanden wie ein mittelgroßes Hühnerauge.

Ein vorbeiwatschelnder Zweijähriger lenkte den Unmut der Oma von meinen Haaren ab, indem er ein altes Kaugummipapier vom Boden aufhob und sorgfältig in der winzigen Kapuze seiner Jacke verstaute.

Der Zug wurde langsamer.

Bielefeld Hauptbahnhof las ich auf dem Schild, das an meinem Fenster vorbeihuschte.

Die Oma erhob sich und stolzierte zur Tür.

Ich faltete bedächtig den zerknüllten Zettel auseinander, strich ihn glatt und betrachtete ihn nachdenklich.

Mit zehn hatte ich das erste Mal geraucht, mit elf gekiffst – und das nur aus einem Grund: Weil mein Vater es streng verbot.

Als meine Mutter mir erklärt hatte, die Tochter des Oberstaatsanwaltes könne keinen zerknitterten Cord tragen, hatte ich mir noch eine blaue Punkfrisur dazumachen lassen.

Und als meine Eltern von mir verlangten, für die mündliche Bioprüfung zu pauken, um meinen Abischnitt aufzumöbeln, hatte ich die Nacht durchgesoffen.

Ich beobachtete, wie der kleine Ordnungsfanatiker neben meinen Füßen einen angelutschten Lolli in seiner Kapuze verschwinden ließ.

Gab es einen vernünftigen Grund, aus dem ich ausgerechnet heute damit anfangen sollte, meine Prinzipien zu ignorieren?

Mir fiel keiner ein.

Der Zug setzte sich wieder in Bewegung.

Entschlossen zerriss ich die Uni-Einschreibung und genoss das Triumphgefühl beim Ratschen des Papiers.

Dann stopfte ich die Schnipsel zu dem anderen Abfall in die Kapuze des Kindes.

Ungefähr hundert Kilometer später fiel mir ein, dass mein Fahrschein schon lange ungültig sein musste. Außerdem hatte ich keine Ahnung, wohin der Zug fuhr.

Kurz dachte ich über meine Möglichkeiten nach: Hundert zerknitterte Euro steckten in meiner Hosentasche, die Klammotten in meinem Rucksack reichten höchstens für eine Woche und es regnete.

Eine Regenjacke hatte ich nicht dabei.

Ich rutschte ein Stück zur Seite, als sich drei Jungs zu mir in die Sitzreihe zwängten. Zwei von ihnen plumpsten auf die Bank gegenüber, der Dritte lümmelte sich neben mich und stellte lässig ein Bein aufs Polster.

Sie waren jünger als ich, fünfzehn vielleicht, und verständigten sich durch eine Sprache, die wie eine Mischung aus Türkisch, Kölsch und dem Inhalt von Comic-Sprechblasen klang.

Wenigstens fühlten sich meine neuen Begleiter von meiner Frisur nicht persönlich angegriffen. Sie zogen ihre Handys hervor und hämmerten darauf herum.

Draußen veränderte sich die Landschaft. Seit einiger Zeit gab es weniger Wiesen und Felder. Zwischen den blattlosen Bäumen an der Bahnstrecke wuchsen immer öfter Schallschutzwände aus Beton in die Höhe. Mal verschwanden Häuser dahinter, mal wuchsen sie als eckige, graue Säulen in den grauen Himmel.

Die Namen auf den Schildern der Bahnhöfe klangen bekannt. Hamm, Kamen und Dortmund – ich landete im Ruhrgebiet!

Die drei Comicfiguren rissen mich aus meinen Gedanken.

»Fuck, Fettbacke kommt!«

»Ey, walz – walz!«

»Los, wech!«

Sie sprangen auf und stolperten eilig durch den Mittelgang davon.

Echt unauffällig!

Ich spähte durch den Zug.

Ein Bauch in einer blauen Schaffneruniform quetschte sich durch den Gang. Über dem Bauch kam ein Kinn, dann noch eins und obendrauf thronte der Kopf, wie ein zu stramm aufgepusteter Luftballon.

Die Körperfülle des Schaffners war für Zugfahrten denkbar ungeeignet. Er hatte das gleiche Problem wie Kinderwagen und Rollstühle: Er passte nicht zwischen den Sitzreihen hindurch. Er musste sich erst seitlich drehen, um voranzukommen.

»Nächster Halt: Bochum Hauptbahnhof«, meldete eine freundliche Lautsprecherstimme.

Ich stand auf und zog meinen Rucksack von der Gepäckablage, als hätte ich nur auf diese Ansage gewartet. Ohne Eile schlenderte ich den drei Jungen nach.

»Wenn meine Olle mitkrischt, dat ich jeschwänzt hab und schwarzjefahren bin, isset Handy wesch!«, raunte einer der Jungen dem anderen zu, als ich mich neben sie an die nächste Tür stellte.

Der ICE wurde langsamer. Doch schon schob der Schaffner seinen Bauch heran: »Fahrkartenkontrolle!«

»Wir müssen hier raus, Alter!«, motzte einer der Schwarzfahrer frech.

»Wenn ich deine Karte nicht sehe, steigst du nirgendwo aus!«

Und siehe da: Die drei begannen brav, in ihren Taschen zu kramen.

Der Zug bremste leise quietschend ab.

»Mitkommen!«, befahl der Uniformierte. »Alle vier!«

»Moment mal!«, protestierte ich empört. »Ich gehöre nicht zu denen!«

»Dann zeig mal dein Ticket!«

Ich begann ebenfalls in meinen Hosentaschen zu wühlen.

Draußen schob sich der Bahnsteig vors Fenster.

»Das Theater kannst du sparen, Frolleinchen!«

»Vorsicht!«, fuhr ich den Dicken an. »Ich bin über achtzehn, ich werde mich beschweren, wenn Sie mich duzen! Außerdem beschwere ich mich wegen Diskriminierung, denn die Anrede ›Fräulein‹ ist seit Jahrhunderten abgeschafft! Und wegen Verleumdung, denn das hier ist ja wohl eine Fahrkarte!«

Der Zug kam mit einem Ruck zum Stehen.

Ich winkte den Jungen hinter meinem Rücken, die Tür zu öffnen.

»Hah!«, schnappte der Schaffner triumphierend. »Die war nur bis Bielefeld gültig!«

»Das hier ist ja auch Bielefeld oder wollen Sie mir erzählen, wir hätten es in zwei Stunden bis Hongkong geschafft?«

Er starrte mich an, als wollte ich ihn verarschen.

Gut, wollte ich auch.

Trotzdem schluckte er es: »Sitzen Sie auf den Ohren? Das hier ist Bochum!«

»Tatsächlich? Da habe ich aber lange geschlafen!«

Hinter mir ging mit einem leisen Zischen die Tür auf und die drei Jungen rannten, so schnell sie konnten, davon.

Ich sprang weniger eilig aus dem Zug und winkte dem Schaffner noch mal freundlich zu, denn er konnte sich unmöglich schnell genug bewegen, um mich einzuholen.

2.

So stand ich an einem düsteren Montagnachmittag im Eingang des Bochumer Hauptbahnhofes und starrte durch die Glastüren hinaus in den Regen. Um mich herum schlugen Menschen die Kragen ihrer Jacken hoch, spannten bunte Schirme auf und eilten zielstrebig davon.

Ich blieb stehen.

Die Häuserfront der Bochumer Innenstadt baute sich drohend wie eine Festung vor mir auf. Die Gebäude waren riesig, grau, mit spiegelnden Fensterfronten. Links außen erhob sich ein Wolkenkratzer mit an die fünfzehn Stockwerken, auf dessen Dach, dicht unter den tief hängenden Wolken, sich ein Mercedes-Stern drehte. Rechts von mir standen zwei ähnliche Klötze. Die Hochhäuser wirkten wie Wachtürme einer gewaltigen Ritterburg. Eine schmale Spalte in dieser Mauer führte in die Innenstadt.

Ein Stück entfernt, mitten auf der Straße, entdeckte ich ein riesiges Stahlgebilde, das an einen Container erinnerte, der irgendwann aus dem Frachtraum eines Flugzeuges gestürzt war, sich senkrecht in den Asphalt gebohrt hatte und dort seit ein paar Jahrzehnten ungestört vor sich hin rostete.

Was zum Teufel sollte ich hier?

Ein bärtiger Mann, der sich die Kapuze seines gelben Regenmantels tief ins Gesicht gezogen hatte, schlurfte auf mich zu.

Die Glastür, hinter der ich stand, öffnete bereits automatisch, während er noch drei leere Bierdosen in den überquellenden Mülleimer vor dem Eingang stopfte.

Ein kalter Windstoß sprühte mir den Regen entgegen.

Der Bärtige kam herein, zog eine zusammengefaltete Puppe unter seinem Regenmantel hervor und breitete sie auf dem Boden aus.

Einen Moment lang sah ich zu, wie der Mülleimer draußen die Bierdosen wieder hochwürgte und in die Pfützen aufs Pflaster spuckte, wo der Wind sie davonrollte.

Der Mann hockte sich neben mir auf den Boden. Er roch so ähnlich wie der Mülleimer und um seinen Hals baumelte ein selbst beschriftetes Schild, auf dem *Obdachlos* zu lesen war.

Der feindselige Blick unter seinen wuchernden Augenbrauen sagte mir deutlich, dass er sein trockenes Plätzchen hier nicht mit mir teilen wollte. Dabei schien sein Regenmantel, im Gegensatz zu meiner alten, blauen Cordjacke, wasserdicht zu sein. Ich nahm allerdings nicht an, dass er mir glauben würde, dass wir seit ein paar Stunden Kollegen waren.

Also trat ich hinaus in den Regen.

Sofort spürte ich, wie die dicken, kalten Tropfen mir hart auf die Jacke prasselten, meine Haare durchschlugen und mir lila Strähnen ins Gesicht klebten.

Wohin jetzt?

Ich hatte keine Ahnung.

Natürlich konnte ich wieder zurück in den Bahnhof. Irgendein Zug würde mich von hier wegbringen.

Nur wohin?

Dieser Ort war genauso gut wie jeder andere. Was nutzte es, ziellos von einem Zug in den nächsten zu steigen, wenn ich nicht wusste, wohin ich wollte?

Zumindest würde hier sicher niemand nach mir suchen.

Ich vergrub die Hände tief in den Taschen meiner Jacke und ging los.

Geradeaus.

Über eine vierspurige Straße hinweg, auf die schmale Schlucht zwischen den Betonwänden der Stadt zu.

Außer mir war kaum jemand unterwegs. Ein paar vereinzelte Menschen hasteten mit gesenkten Köpfen und vorgehaltenen Schirmen in die Geschäfte.

Ich lief in der Mitte der Fußgängerzone, ohne mich vor dem Regen zu schützen. Das wäre sowieso sinnlos gewesen.

Hinter den beleuchteten Fenstern einer Eisdiele herrschte auch im Oktober Betrieb, das Licht war hell und warm, während die düsteren Wolken hier draußen für eine verfrühtete Dämmerung sorgten.

Ich brauchte eine Bleibe für die Nacht oder ich würde doch meinem Kollegen im Bahnhofseingang Gesellschaft leisten müssen. Aber ich besaß nur hundert Euro. Wenn ich mir ein Hotelzimmer nicht mit einer tausendköpfigen Kakerlakensippe teilen wollte, reichten hundert Euro für ungefähr drei Tage.

Wie findet man Montagnachmittag in einer fremden Stadt ein möglichst kostenloses Dach über dem Kopf?

Ratlos lief ich weiter, zwischen hohen Gebäuden hindurch, an beleuchteten Geschäften vorbei. Ein Platz tat sich auf, doch auch er war von steilen Häuserfronten umringt.

Die Enge dieser Stadt hatte etwas Bedrohliches, das mich schneller gehen ließ.

Der Regen schlug Blasen auf dem Pflaster, als ich den nächsten Platz erreichte. In seiner Mitte hockten einige gusseiserne Gestalten auf einer Bank. Ich schlich an ihnen vorbei, weiter geradeaus.

Beinahe erleichtert stellte ich fest, dass ich die Innenstadt offenbar hinter mir gelassen hatte.

Die Häuser wurden niedriger, die Straßen schmal, die Gehwege schmutzig. Unzählige Zigarettenkippen klebten

neben Kaugummi, und dass das Pflaster des Fahrradweges einmal eine Farbe gehabt hatte, war nur noch zu erraten.

Im Eingang eines Erotiklokals wartete eine weitere Obdachlose darauf, dass der Regen nachließ. Die Frau ähnelte einer Wasserleiche: Ihr Gesicht war aufgedunsen und bleich, mit dunkelblauen Augenringen und Haaren, die an Seetank erinnerten. Ihre zitternden Finger tasteten nach dem Hals der halb leeren Bierflasche, die aus ihrer Tasche ragte.

Erst auf den zweiten Blick erkannte ich, dass sie nicht älter als ich selbst sein konnte. Mir lief ein Schauer über den Rücken, und das lag nicht am Regen, der meine Jacke allmählich durchweicht hatte.

Noch konnte ich zurück.

Vielleicht konnte ich mit Mama darüber reden, dass ich nicht studieren wollte? Dass ich einfach noch Zeit bräuchte? Vielleicht ein Jahr nach Amerika gehen oder so?

Meine Mutter würde Selbstfindungsblabla vielleicht verstehen.

Nein, würde sie nicht!

Nicht zu studieren verstieß gegen alle Prinzipien meiner Eltern, die im Großen und Ganzen besagten, dass ihre Kinder mit fünfundzwanzig ein Diplom in der Tasche haben sollten und mit dreißig einen Dokortitel.

Andererseits war ein Dokortitel besser als das Obdachlosenheim.

Es würde mich nur eine Entschuldigung kosten.

Verdammt, es kostete mich mehr!

Ich könnte auch gleich auf Knien rutschend zugeben, dass jedes blau gefärbte Haar, jeder Joint, den ich geraucht, und jeder Heavy-Metal-Freak, mit dem ich auf dem Sofa meiner Eltern geschlafen hatte, umsonst gewesen war. Dass ich auf meine so lang ersehnte Freiheit schon beim Anblick der

ersten Schwierigkeiten verzichtete und schnellstmöglich ins bequeme Nest zurückwollte.

Nein!

Und wenn ich im Bahnhofseingang übernachtete: Nein!

Mit einem wütenden Ruck blieb ich stehen.

Das Regenwasser lief mir aus den Haaren übers Gesicht in den Kragen meiner Jacke. Meine Hände und Füße spürte ich vor Kälte kaum noch. Und meinen blauen Rucksack hatte der Dauerregen dunkel gefärbt, mit Sicherheit war nichts vom Inhalt trocken geblieben.

Ich hatte keine Ahnung, wie lange ich einfach geradeaus gegangen war. Ich hatte keine Ahnung, wo ich mich befand.

Im Licht der Straßenlaterne sah ich mich um.

Die Straßenlaterne. Es war dunkel!

Wann war das passiert?

Hinter mir bewegte sich etwas!

Erschrocken fuhr ich herum. In einem Kneipeneingang, kaum ein paar Meter von mir entfernt, stand schon wieder ein Penner. Er machte es sich auf einer mit dreckigen Fußspuren übersäten Matte bequem. Neben ihm ließen sich zwei große, weiße Hunde nieder und auf seinem Pappschild stand: *Arbeitsloser Schäfer aus Ungarn braucht Futter für seine Tiere.*

In dem Augenblick stand mein Entschluss fest. Nur weil ich ohne eine trockene Unterhose vor einer schmutzigen Kneipe in dieser trostlosen Stadt stand, würde ich nicht zu meinen Eltern zurückkriechen!

»Ist dein Glückstag heute!«, sagte ich zu dem ungarischen Schäfer und drückte ihm den zerknitterten Hundert-Euro-Schein aus meiner Hosentasche in die Hand.

Eine Sekunde lang starrte er auf das Geld. Dann hielt er sich das Pappschild über den Kopf und rannte durch den

Regen davon. Die beiden Hunde sprangen auf und trotteten ihm, dicht an die Hauswand gedrückt, nach.